

Rudolf Geiger

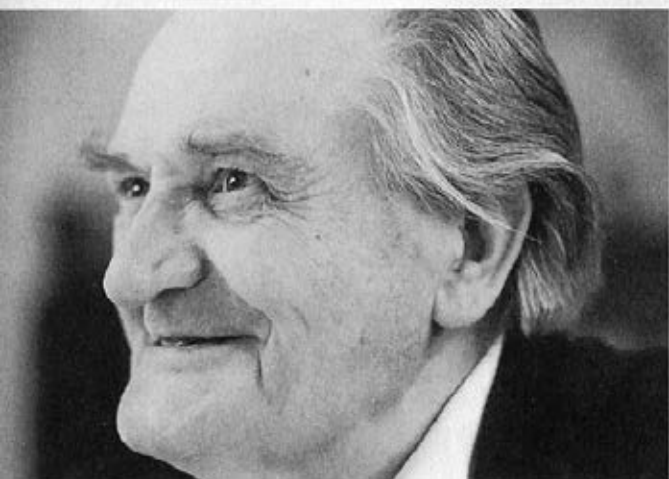
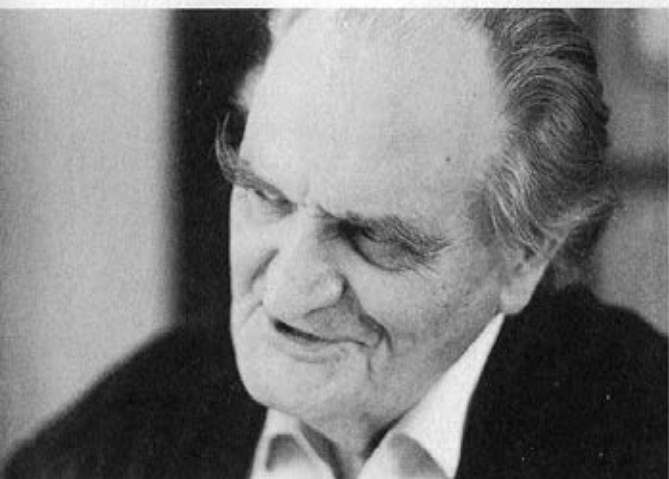
»...vergnügt  
bis an  
ihr Ende...«

Ein Leben  
mit Märchen.  
Erfahrungen und  
Einsichten

MAYER

Rudolf Geiger

»... *vergnügt bis an ihr Ende ...*«



Rudolf Geiger

»... *vergnügt*  
*bis an ihr Ende ...*«

Ein Leben  
mit Märchen.  
Erfahrungen  
und Einsichten

MAYER

## Inhalt

VORWORT 9

### *Vom Wesen des Märchens*

VERSUCH EINER ANNÄHERUNG IN FRAGMENTEN 16

DARF MAN MÄRCHEN VERÄNDERN? 22

DIE WORTTREUE DER ALTEN 23

VON DER WEISSAGENDEN FRAU ZUR ERZZAUBERIN  
WARUM SCHWEIGEN DIE VÄTER? 26

SEITENBLICK AUF DIE WISSENSCHAFT 33

VOM LEBENDIGEN WORT IN ALTER UND NEUER ZEIT 36  
In fernen Kulturen: das Wort – Quelle der Kraft 37    Wortmagie in  
»Tauseneine Nacht« 39    Uns bleibt nur ein Neubeginn 41  
Selbst der Berg gehorcht dem Wort 42

### *Zum Erzählen der Märchen*

JEDER KANN ERZÄHLEN! KANN ES WIRKLICH JEDER? 46

GIBT ES EIN ENTDECKERRECHT AM MÄRCHEN? 50

VOM TITEL DER MÄRCHEN 51

GRENZEN DER ANEIGNUNG – MÄRCHEN IN  
MUNDART 54

VOM DRUM UND DRAN 57

VON DEN VERSEN IM MÄRCHEN UND VOM  
SPRACHLICHEN BISS 63

DER ERZÄHLER UND SEIN MÄRCHEN 68

ERFAHRUNGEN BEIM ERZÄHLEN: »DER EISENOFEN« –  
UND DIE SPRACHE DER »VIEHMÄNNIN« 75

*Angstschwellen  
im Märchen*

ZUR GRAUSAMKEIT IM MÄRCHEN 84

WER HAT ANGST – DAS KIND ODER DIE MUTTER? 88

VON STRAFE UND VERGELTUNG 93

»ICH WILL GNADE ERGEHEN LASSEN« 98

TIERE IM MENSCHLICHEN CHARAKTER 101

*Märchenwirkungen:  
Unterwegs notiert*

ECHO DER ZUHÖRER 104

Religiöse Wahrheiten im Märchen 104      Unerwartete

Klippen 107      Gibt es Zwerge und Elfen? 109      Blinden

Kindern erzählen III      Das eine Märchen immer wieder 112

Die schöne Sprache 113      Die Erstfassung 114      Stimmen zum

Auswendiglernen von Märchen 117

ANMERKUNGEN 120

## *Anhang*

### EIN NACHTRAG ZUR UR-NATUR DES ERZÄHLENS 125

- Die Brüder Schlegel im Wettstreit 125    Elias Canetti in  
Marrakesch 126    Wie soll man Geschichten erzählen? 127  
Ein irischer Erzähler 128    Der alte Cazaux aus der Gascogne 129

### STIMMEN, DIE MICH BEGLEITETEN 130

- Sören Kierkegaard: Mensch und Sprache 130    Friedrich Wilhelm  
Schelling: Zur Interpretation 130    Jean Paul: Kind und Verstehen  
der Sprache 131    Johann Wolfgang Goethe: Zum Märchen-  
verständnis 131    Pestalozzi: Die Schale zu früh zerschlagen 131  
Ukrainisches Sprichwort 132    Seneca 132    Marie von Ebner-  
Eschenbach: Zirlipinzigen 133    Der griechische Erzähler Yoany  
endete immer mit den Worten 133    Egon Friedell: Zu den  
Brüdern Grimm 134    Maurice Sendak: Zu den Brüdern  
Grimm 134    George Bernard Shaw 134    Das Wort eines  
Kindes 134

### WORTE VON RUDOLF STEINER 136

- Märchenstimmung 136    Durch alle Lebensalter hindurch 136  
Feurige Drachen 138    Ein feiner geistiger Strom 139  
Das Märchen vom Storch ist Bild einer Realität 139

### STIMMEN ZU GRAUSAMKEIT UND ÄNGST 141

- Anmerkung zur Grausamkeit von Rudolf Geiger 145

### RUDOLF GEIGER – LEBENSLAUF *Jürgen Janning* 147

### WERKE VON RUDOLF GEIGER 156

## *Vorwort*

Wenn Rudolf Geiger (1908–1999) mit seiner warmen Stimme und der markigen und doch weichen Sprache bedächtig, liebevoll oder auch leise dramatisierend seine Märchen erzählte, konnte die Umwelt versinken. Er suchte die Inhalte mit sichtlichem Behagen erzählend nachzuschaffen, und der Zuhörer fühlte sich dabei unwillkürlich an die Hand genommen und in die Märchenwelt entführt. Rudolf Geiger wußte: Beim Märchenerzählen lebt der Zuhörer mit, was die Märchenhelden zu erdulden, zu erleiden, zu überwinden haben, auch, wo sie versagen oder neu beginnen müssen. Das Geheimnis seiner Wirksamkeit lag wohl darin, daß die Märchen ganz Teil seines Wesens geworden waren. »Ich lebe im Märchen, das Märchen lebt in mir«, sagte er von sich selbst. »Dann beginnt das Erzählen, wird gesprochenes Wort, geformte Kraft und Geste – es gewinnt Flügel, es äußert sich.« 1990 wurde Rudolf Geiger der Märchenpreis der »Märchenstiftung Walter Kahn« verliehen. Noch zu Lebzeiten war Rudolf Geiger von dem Verleger Johannes Mayer gebeten worden, seine Erfahrungen, sein Leben im Umgang mit den Märchen niederzuschreiben. So erscheint nun sein nachgelassenes Werk. Es sind Wort gewordene Erfahrungen, leise Wegweisungen, Anregungshilfen. Sie wollen nicht einer Verbreitung des Märchens dienen, sondern einer Vertiefung. Gleichwohl werden seine Schilderungen manch einen dazu anregen, wieder einmal nach den Märchen der Brüder Grimm zu greifen.

So erfährt man von der Art des Erzählers, sich ein Märchen anzueignen und es wieder und wieder von neuem entstehen zu lassen »wie am ersten Tag«. Der Leser kann sich erfreuen an den Erlebnissen mit großen und kleinen Zuhörern, die oft spontan reagieren, und erhält zugleich Antwort auf viele Fragen: Was hat es mit den »Grausamkeiten« im Märchen auf sich? Darf man ein



Märchen verändern? Wie steht es mit der Worttreue der Alten, und wie geht der Erzähler selbst damit um? Geiger hält es mit den Brüdern Grimm, denen es bei ihren Nachschriften der mündlichen Überlieferungen immer auf »Treue und Wahrheit« angekommen ist. Sie beteuern, daß sie aus eigenen Mitteln »nichts hinzugesetzt, nichts verschönert« haben. Jede Eigentümlichkeit, die sie bemerkten, haben sie zu erhalten gesucht. Sie wußten, daß die Erzähler, die sie aufsuchten, ein untrügliches Gedächtnis hatten. In diesem Zusammenhang weisen sie auch darauf hin, daß es beispielsweise den Galliern nicht gestattet war, die überlieferten Gesänge niederzuschreiben, während man sich sonst durchaus der Schrift bediente. Cäsar meinte, daß man damit verhüten wollte, »im Vertrauen auf die Schrift leichtsinnig im Erlernen und Behalten der Lieder zu werden«. Auch sonst herrschte im Altertum vielfach die Befürchtung, daß die Erfindung der Schrift für das Gedächtnis von Nachteil sei, weil es dadurch nicht mehr im gleichen Maße gefordert sei.

»Räumt man den Überlieferungen wissenschaftlichen Wert ein«, sagen die Brüder Grimm in ihrem Vorwort, »das heißt, gibt man zu, daß sich in ihnen Anschauungen und Bildungen der Vorzeit erhalten, so versteht sich von selbst, daß dieser Wert durch solche Bearbeitungen zugrunde gerichtet wird. Jede Bearbeitung, welche Einfachheit, Unschuld und prunklose Reinheit wegnimmt, reißt sie aus dem Kreise, welchen Märchen angehören.«

Gerade an Reaktionen von Kindern zeigt Geiger, wie sie die kernige Märchensprache lieben, wie sie ihre Freude daran haben, wie sie sich darin wohlfühlen. Vergnügt wiederholen sie Wortschöpfungen wie »Hunkepuus« oder Bricklebrit« und schnell können sie Verschen auswendig: »Heute back ich, morgen brau ich, übermorgen hol ich der Königin ihr Kind. Ach wie gut, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß!« Den Versen im Märchen widmet Geiger ein besonderes Kapitel und spricht hier treffend vom »Biß der Sprache«. Wie leer klingt es da, wenn

Rumpelstilzchen in einer Bearbeitung\* um das Feuer »herumtanzt« – während es doch »um das Feuer sprang, auf einem Bein hüpfte und schrie« – und statt des rhythmisch-markigen allvertrauten Versleins den »Singsang« hören läßt: »Ich sing und schwing im Tanz das Bein, denn das Königskind ist mein. Soll das Mädchen Boten senden, sie kann das Blatt doch nicht mehr wenden. Ach, wie gut, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß!« Die ganze Märchen-Atmosphäre wird hier in einer noch dazu unbeholfenen Sprache zum Erlöschen gebracht. Die gewollte Bearbeitung in dem hier angeführten Beispiel betrifft aber nicht nur die einprägsamen Sprüche in den Märchen. Wenn im »Rumpelstilzchen« die Müllerstocher vom König in eine Kammer geführt wird, die ganz voll Stroh ist, das sie bis zum Morgen zu Gold verspinnen soll, heißt es bei Grimm: »Da saß nun die arme Müllerstocher und wußte um ihr Leben keinen Rat, denn sie verstand gar nichts davon, wie das Stroh zu Gold zu spinnen war, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing.« Sie wußte um ihr Leben keinen Rat! – damit ist alles gesagt. Völlig entmystifiziert klingt da die moderne Fassung, die da sagt: »Schwermütig starrte das Mädchen auf das Stroh. ›Morgen wird der König mich auf ein Pferd setzen und wieder nach Hause schicken.‹ Eine ganze Weile später starrte sie immer noch auf das Stroh und sie seufzte.«

Wenn die junge Frau in »Rapunzel« ganz »lüstern wurde und das größte Verlangen empfand«, von den Rapunzeln in Nachbargarten zu essen, »... da dachte der Mann, der sie gar lieb hatte, ehe du deine Frau sterben läßt, holst du ihr von den Rapunzeln, mag es kosten, was es will.« In der Bearbeitung steht statt dessen zu lesen: »Der Mann war ganz verwirrt. ›Bist du verrückt geworden?‹, sagte er. Ich müßte über die Mauer in den

\* Jane Ray, *Die schönsten Märchen*. Nacherzählt von Berlie Doherty.

Aus dem Englischen, Stuttgart 2000.

Garten der Hexe steigen ...« Aber weil es schien, »als sei seine Frau tatsächlich verrückt geworden vor Verlangen«, klettert er dann doch in den Garten der Zauberin.

Nachdem im »Froschkönig« der Prinzessin von ihrem königlichen Vater befohlen wird, den Frosch herein zu lassen, sitzt er auf dem Tisch und sagt: »Nun schieb mir dein goldenes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen«, und der Frosch ließ sich's gut schmecken, aber ihr blieb fast jedes Bißlein im Halse.« Als sie ihn schließlich auch mit in ihre Schlafkammer nehmen muß, »da packte sie ihn ganz bitterböse mit zwei Fingern und trug ihn hinauf, und als sie im Bett lag, statt ihn hineinzuheben, warf sie ihn aus allen Kräften an die Wand und sprach: ›Nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch!‹ Was aber herunterfiel, war nicht ein toter Frosch, sondern ein lebendiger junger Königssohn mit schönen und freundlichen Augen.«

In der Bearbeitung sah der »Frosch sie mit seinen feuchten Augen an und verschlang das Essen von ihrem Teller«. Als sie ihn dann mit in ihre Schlafkammer nimmt, »hielt sie ihn mit ausgestrecktem Arm weit von sich, und im Schatten der Kerze baumelten seine dünnen Beine und seine Augen leuchteten wie tiefe runde Brunnen«. Dann schaut der Frosch sie nur an und »schluckt und zwinkerte«. Als sie am nächsten Morgen erwacht, ist er verschwunden. So geht es noch zweimal. Auch wirft sie ihn nicht an die Wand. Nach der dritten Nacht steht dann einfach der Prinz neben ihrem Bett.

Diese Beispiele mögen genügen deutlich zu machen, wie geistlos heute oft mit der Sprache umgegangen wird. »Der Wind, der Wind, das himmlische Kind«, sagen Hänsel und Gretel auf die Frage der Hexe, wer an ihrem Häuschen »knuipert«. Das weht unbeschreiblich geheimnisvoll ums Herz. Was ist dagegen die Antwort: »Es ist nur ein Mäuschen«?

Jedem Märchenkenner muß es weh tun, solcherart verkrampfte Veränderungen der bekanntesten Grimmschen Märchen zu

lesen. Gerade der Vergleich einiger Passagen zeigt, wie in der Urfassung in markanten, oft ganz eigenschöpferischen Worten sogleich Bilder vor dem inneren Auge aufsteigen und einen mit Wärme erfüllen, so daß man wohl nachvollziehen kann, wenn gesagt wird, daß Märchen »Seelennahrung für die Kinder« sind.

Für Rudolf Geiger waren die Märchen ein Lebenselement, das ihn durch neun Jahrzehnte intensiv begleitet hat. Als Erzähler hat er an sich selbst erfahren, daß sie ein sich immer erneuernder, unausschöpflicher Schatz bleiben, vor allem dann, wenn man sich tief in die Märchensprache einlebt und damit umgeht.

Das sorgfältig vorbereitete Manuskript wurde von der Lebensgefährtin Annemarie Geiger aus dem Nachlaß zusammengestellt. Aus Rudolf Geigers Dankrede anläßlich der Verleihung des Märchenpreises der Stiftung Walter Kahn, die auch in das Buch aufgenommen wurde, seien die bewegenden Schlußworte hier an das Ende des Vorwortes gestellt. Dort sagt er:

»Man sagt, die Märchen überdauern uns. Was heißt das? Die schöne Formel ›... und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute‹ möchte ich abwandeln und sagen: Wenn ich gestorben bin, hoffe ich, all den vertrauten Gestalten in meinem Lebenspanorama wiederzubegegnen – und noch viel lebendiger und wesenhafter, als sie in meinem erzählten Wort leben konnten. Ich möchte begegnen der Gänsehirtin am Brunnen, dem Königssohn aus dem Wasser des Lebens, dem Mädchen, das seine Brüder, die sieben Raben, sucht, dem Sterntalerkind, Lenchen und Fundevogel und Hans im Glück, dem Künstler des Verzichtes. Sie leben in mir, ich lebe in ihnen. Sie bleiben bei mir und begleiten mich. Wir sind eins über den Tod hinaus. Sie gehören zu meiner Individualität.«

*Roswitha von dem Borne*

*Vom Wesen  
des Märchens*

## *Versuch einer Annäherung in Fragmenten*

Was ist ein Märchen? Leichthin gesagt eine Geschichte, die wie andere auch mit Elementen der gewohnten alltäglichen Welt beginnt, und doch ereignen sich bald ungewohnte, wunderbare Dinge.

Sehen wir uns zunächst eine »gewöhnliche« Geschichte an.

Bricht in einer gewöhnlichen Geschichte plötzlich eine unerwartete Wendung ein, sei es zum Schlimmen oder zum Guten, so spricht man gern von einem Zufall. »Zufall«, das sind seltsame Fügungen im Alltäglichen. Sie erweisen sich dem Verstand als unerklärlich, wir haben kein Organ dafür, sie müssen hingenommen werden. Der Zufall, hintergründig und unvorhergesehen, kann verwirrend in die natürliche Welt hereinblitzen. Vielleicht erweist er sich, im Nachhinein besehen, sogar als gerecht und ein Ereignis zurechtrückend. Weise Menschen sagen, daß es keinen Zufall gibt, was geschieht, hat seine Richtigkeit und seinen Sinn und Grund, auch wenn man dies zunächst noch nicht erkennt. Kurz: Die gewöhnliche Geschichte bleibt bei allem Zufall im gewöhnlichen Erdenfeld haften, bodenständig, und nicht selten mit tragischem Verlauf.

Im Märchen gibt es keinen Zufall, im Märchen gibt es Gestalten. Im Märchen ereignen sich meist schon nach kurzem Verlauf außergewöhnliche Begegnungen, die staunenswert genug sind. Für den Märchenhelden selbst werden sie zumeist zu glückhaften, selbstverständlichen Hilfen, wenn er sich in ehrlicher Absicht auf seinen Weg begibt. Er erlebt die Wesen einer anderen, überirdischen Sphäre, die sein Dasein, seine Vorhaben begleiten, ja prüfen. Er hat es nicht mit nebulos bleibendem »Zufall«, er hat es mit Gestalten zu tun, die er sieht, die sprechen, mit denen er spricht, die wissend eingreifen, hemmend oder fördernd, begabt mit übermenschlicher magischer Kraft.

Was also im Märchen geschieht, geschieht auf einer eindringlich veränderten Ebene. Wir sind nicht mehr in der äußeren, sondern in einer inneren, einer verinnerlichten Welt. Es ist keine Tagessonne, die scheint, und die Tage und Jahre des Märchens sind nicht im Kalender abzulesen: »... denn die drei Tage, die er auf dem Glasberg zugebracht hatte, waren drei lange Jahre gewesen«, heißt es im »Trommler«. Auch lassen sich die Begebenheiten des Märchens an keinen Ort der Landkarte festlegen, sie sind innermenschlich und gelten allerorten, sind nicht an Dorf und Stadt gebunden, sondern einzig an Menschen. Die »Bremer Stadtmusikanten« widersprechen dem nicht, auch wenn sich Bremen mit dem Denkmal von Gerhard Marcks ihrer rühmt. Das Märchen sagt nicht, daß die vier Musikanten je in Bremen angekommen seien. Selbst die sparsam auftretenden Namen der Heldinnen und Helden mitteleuropäischer Märchen haben ihre Besonderheit: Sie zählen nicht für das Einwohnermeldeamt. Sie charakterisieren das Wesen ihrer Träger, deuten auf ihre spezielle Eigenart. Ein »Hans« im Märchen ist ein werdender, erst wenn er das »Jo«, das reine selbstlose Ich dazu gewonnen hat, wird er ein vollendeter. Der treue Johannes in dem gleichnamigen Märchen der Brüder Grimm hat eine höchste Stufe der Weisheit und Opferkraft erreicht: Selbstlos dient er dem jungen König, auch auf die Gefahr des Todes hin. Anders Hänsel in »Hänsel und Gretel«. Er ist noch jung, und auf dem Wege, zwar schon findig und unverdrossen beim Auszug aus dem Vaterhaus, gerät aber doch samt seiner Schwester bei der Hexe ins Verhängnis und muß »vier Wochen lang« die Vergitterung ertragen. Das sind Prüfungen auf dem Weg zum Jo-Hannes.

Weiß man, woher die Märchen wirklich kommen? Lange Zeit lautete die gängige und zugleich oberflächliche Meinung, Märchen seien »Volksdichtung«, weil man keinen speziellen Verfas-

ser kennt. So also, als habe »das Volk« die Märchen geschaffen: Einer habe vor Zeiten einmal mit einer kürzeren oder längeren Geschichte begonnen, ein Nächster habe etwas dazu gedichtet, auch geändert, ein Dritter wieder etwas eingefügt und umgemodelt. Und so sei nach und nach das Ganze entstanden. – Nichts dürfte irriger sein.

Das Märchen ist eine Kunstform der Dichtung, im Ursprung von einem schöpferischen Geist als Erlebnis erfahren und geformt. Das Volk hat das ihm Überlieferte aufgenommen und weitergetragen. Dabei sollte man die Treue der Wiedergabe bei den Märchenbewahrern, den Erzählerinnen und Erzählern der vergangenen Jahrhunderte nicht unterschätzen. Sie hatten nicht nur ein untrügliches Gedächtnis, sondern auch die Überzeugung von der Wahrheit des Überlieferten, – also blieben sie dabei.

Das Märchen verdankt seine Entstehung einer individuellen Schöpfung. Der Forscher Friedrich Ranke sagt:

»Die eine Zeitlang herrschende Vorstellung, die einzelnen Märchen hätten sich in naturhaft unbewußtem Wachstum und aus wahllos aneinandergereihten Motiven gewissermaßen selbst gebildet, läßt sich angesichts ihrer zum Teil ausgezeichneten und kunstvollen Komposition nicht halten. Am Ursprung jedes einzelnen Märchens muß ein erster Erzähler stehen, ein Künstler, der es als Erzählungskunstwerk gedichtet hat.«

Max Lüthi deutet in die gleiche Richtung:

»Das Märchen kann Dichtung für Primitive sein, nicht aber Dichtung von Primitive. Als reine Dichtung ist es vermutlich das Werk hoher Künstler, von denen es zum Volke herabkommt. Es entsteht aus echter dichterischer Schau. Man kann sehr wohl von traumhafter Schau sprechen; aber es handelt sich ohne Zweifel um den Wachtraum des Dichters, nicht um gewöhnliche Nachträume [...] Wer die ursprünglichen Märchenbildner sind, entzieht sich unserer Kenntnis.«<sup>1</sup>



Wenn demnach die Schöpfer der Volksmärchen durchweg als Künstler, Dichter, als weise Persönlichkeiten anzusprechen sind, warum bleiben sie dann anonym? Rudolf Steiner gibt aus seiner Geistesforschung heraus den erhellenden Hinweis: Die Märchenbildner des 12., 13. Jahrhunderts kamen aus den Mysterienstätten der Rosenkreuzer. Als Rhapsoden zogen sie von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, um von den Lebensgeheimnissen zu künden: »Wo war das Zentrum dieser Rhapsoden? Wo hatten sie gelernt, solche Bilder vor die Menschen hinzustellen? – in denselben Tempeln hatten sie es gelernt, die wir als die Schulen der Rosenkreuzer angesehen haben [...] Immerzu senden die geistigen Zentren ihre Abgesandten in die Welt, damit in jedem Zeitalter das, was in den Tiefen des Geistes ruht, an die Menschenseelen herangebracht werden kann. Es ist eine triviale Anschauung, wenn heute die Menschen glauben, aus ihren Phantasien heraus Märchen formen zu können. Die alten Märchen, die Ausdruck sind der alten geistigen Geheimnisse der Welt, sind so entstanden, daß die, welche sie für die Welt geformt haben, hinhorchten und lauschten bei denen, die ihnen die geistigen Geheimnisse erzählen konnten, so daß die Zusammenfügung, die Komposition gemäß den geistigen Geheimnissen ist. Deshalb können wir sagen: Es lebt in ihnen der Geist der ganzen Menschheit, des Mikrokosmos und des Makrokosmos.«<sup>2</sup>

Die Welt des Märchens ist nicht die Welt der fünf Sinne. Vergebens suchen wir Übereinstimmung der physisch-realen Welt mit den Ereignissen und Gestalten im Märchen. In der physischen Ebene sprechen wir von Naturgesetzen und ursächlichen Zusammenhängen. Im Märchenbereich haben diese ihre Allgewalt verloren. Da wirken Geistimpulse im Seelenfeld nach den Gesetzen der Wahrheit und der Liebe. Es walten Toleranz, Selbstlosigkeit, Güte – oder auch deren Gegenströmung.

Wer im Märchen als Sohn oder Tochter oder wer auch immer als Handelnder auftritt und nur für sich selbst etwas will, erreicht

dies nicht; er verstrickt sich in Schuld. Man kann im rechten Sinn nur für den anderen etwas tun. Erlösung im Märchen geschieht nie als Selbsterlösung. Die Erlösung geschieht aus Einsicht in die Not des anderen. Sie vollzieht sich durch den Verzicht auf den eigenen Vorteil. Im Märchen manifestiert sich der tiefe Ernst des Werdens in einer Welt moralischer Qualität. Ich gebrauche dieses Wort, obgleich ich weiß, daß man seiner heute überdrüssig ist und es ins Aus verwiesen hat: Märchen sind gebildet aus moralischer Substanz. Das gilt für die echten Märchen, die mit Zauber und Erlösung zu tun haben; nicht für Schwänke. Da spielt anderes herein: List, Eitelkeit, Dummheit, spielerischer Übermut und dergleichen. Schmunzeln macht fröhlich.

Als Erzähler sage ich: Das Märchen ist eine fremde Geschichte, mit der ich mich verbinde mit all meinem Sein, obwohl sie mich, von außen gesehen, nichts angeht. Ich leide sie mit, sie ergreift mich. Ich bin von ihr ergriffen. Ich erleide in ihr ein Stück Menschheitsschicksal.

Märchen geben *Ur-Kunde*. Sie geben Kunde vom Ursprung des Menschen und seinem Werdegang. In den Märchen insgesamt lebt eine im Wort bewahrte Chronik der Menschheit; sie zeugen von den Schicksalswegen der Menschenseele und des Menschengeistes.

Jedes Märchen zeigt durch seine Besonderheit eine bestimmte Facette, eine bestimmte Ausprägung im menschlichen Werdegang. Dieser Gang wird immer wieder anders geschildert. Er ist voller Gefahr der Abirrung, denn der Mensch wird auf diesem Weg zunächst allein gelassen und muß mit den Versuchern fertig werden. Aber es gibt Hilfen, die ihm zuteil werden, gerade in Momenten der Ohnmacht. Dem ehrlich Suchenden sind die Helfer zugetan. Der Märchenweg führt aus der Kindheit in einem Königtum oder einem Vaterhaus in die Welt hinaus, um Aufträge zu erfüllen, sich auf eine Suche zu begeben. Oft führt

er durch Ausstoßung in die Armut, ins Dienen, in die Verspottung. Doch nach vielfältigen Prüfungen und Erfahrungen eröffnet sich letztlich ein neues Königtum der Selbsthaftigkeit in einer Gemeinschaft der Erlösten.

Daß die Volksmärchen im Zeitstrom nicht verlöschen, hängt mit ihrem Wesen, ihrem Charakter zusammen: Er ist der inneren Natur des Menschen gemäß. Gute Märchen können nicht erfunden, sondern nur erfahren werden. Es sind Erfahrungen auf der seelisch-geistigen Ebene des Menschen. Die so gewachsenen Märchen führen, obgleich sie scheinbar von prosaisch alltäglichen Vorgängen ausgehen, in die *andere Welt*, jene übersinnliche Sphäre, der der Mensch neben seiner irdischen Natur zugleich angehört. Sie berichten über die greifbare, dingliche Sichtbarkeit hinaus von den seelischen und geistigen Zusammenhängen, aus denen heraus wir in die dingliche Welt hineingeboren wurden und denen der Mensch zu seiner Prüfung und Selbstwerdung ausgesetzt ist. Das Kind lebt unbewußt, aber tief verankert in diesen Zusammenhängen, und unbewußt *ernährt* das Märchen die Geistnatur im Kind.

Im Märchen leben heißt: in der Wahrheit leben, und in der Wahrheit lebt die Weisheit. Gewiß wird nicht alles, was unter dem Sammelnamen Märchen kursiert, diesem Anspruch gerecht. Aber aus meiner Erfahrung heraus sage ich dies zum Beispiel vom Großteil der Grimmschen Märchen. Sie sind gewoben aus Wahrheit, Weisheit und Gerechtigkeit. Das sind Ursubstanzen unseres Daseins. Darin liegt wohl das Geheimnis, daß sie viele Zeitgeschichten überdauern.

*Darf man  
Märchen  
verändern?*

Für mich persönlich stellt sich diese Frage nicht, grundsätzlich nicht. Doch kann man es natürlich niemandem verbieten, in überlieferte Texte einzugreifen. Volksmärchen sind heute Freigut. Jeder kann sich bedienen, wo und wie er will. Was immer er daraus macht – die Märchen wehren sich nicht. Wer glaubt, eine Geschichte sinnvoller, aussagekräftiger, einer modernen Einstellung angepaßter, witziger oder wie immer auch seine Auffassung ist, ummodelln zu sollen, wird dies ohne jeden Skrupel tun, er wird es sich möglicherweise sogar zum Verdienst anrechnen – es wird dann eben etwas anderes daraus, als es im Ursprung war. Gedruckte Beispiele gibt es genug; sie nennen sich »bearbeitet«. Jede Veränderung sagt dann fast mehr aus über den, der sie vorgenommen hat, als über das Märchen selbst. Über den Gewinn solcher Eingriffe läßt sich streiten.

Ich meinerseits halte mich, vor allem bei den Grimmschen Märchen, an den gegebenen Wortlaut, an die Fassungen der Ausgabe letzter Hand. Die Sprache der Brüder ist schlicht, einfach und erzählgerecht und weist dennoch einen künstlerischen Einschlag auf. Sollte ich mir anmaßen, was da als Kunstwerk vorliegt, zu verbessern? Ich werde mich hüten.

Bei einem fremdländischen Märchen – man hat es da ja immer mit einer mehr oder weniger guten Übersetzung zu tun – gehe ich freier mit der Sprache um. Einen sperrigen Satz bilde ich neu, eine holperige Wendung gleiche ich meinem Sprachempfinden an, ohne zu schönen. Doch wird das nie zu einem umstürzlerischen Eingriff in die inhaltliche Substanz werden. Die taste ich nicht an. Das Märchen muß sein Eigenleben behalten, das Sphärische spürbar bleiben. Ich muß aus der Gesinnung des Märchens heraus erzählen.